

579

SPRACHGESCHICHTLICHE WERTE

VON

HUGO SCHUCHARDT

SONDERDRUCK AUS *ΕΤΦΜΑΤΕΙΣ*, GRAZER FESTGABE ZUR 50. VERSAMMLUNG
DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER



GRAZ 1903

IM SELBSTVERLAG DES VERFASSERS

SPRACHGESCHICHTLICHE WERTE

VON

HUGO SCHUCHARDT

SONDERDRUCK AUS ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ, GRAZER FESTGABE ZUR 50. VERSAMMLUNG
DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER



GRAZ 1909
IM SELBSTVERLAG DES VERFASSERS

Ich fasse im folgenden gewisse allgemeine Betrachtungen zusammen die ich größtenteils schon seit lange hie und da eingeflochten habe; sie wurzeln in meinen jungen Tagen, sind aber auch nun, in meinen alten, nicht völlig ausgereift. Mancher mag sie des Wachstums und der Reife nicht einmal für wert erachten, vielmehr für töricht, überflüssig oder schädlich, und in seinem Sinn habe ich sie, das Unkraut nicht mitten in das fruchtbare Getreidefeld pflanzen wollen, sondern nur an seinen Rain. Aber was ihre Ablehnung begreiflich machen würde, das berechtigt auch wieder ihr Auftreten: sie sind persönlich, nicht objektiv.

„Objektiv“ gilt als das schönste Schmuckwort der Wissenschaft; „subjektiv“ pflegen wir ihr gegenüber nur in tadelndem Tone zu gebrauchen. Allerdings verstehen wir darunter nicht das allgemein Subjektive, das ja jeder Wahrnehmung und jedem Urteil innewohnt, sondern das gesondert Subjektive, das Individuelle, Persönliche. Nun ist aber das Individuum der einheitliche Träger alles geistigen Seins und Tuns; es gibt keine Massenseelen — zuletzt hat das M. NORDAU (Der Sinn der Geschichte '90, S. 127 ff.) eindringlichst dargetan —, es gibt nur Einzelseelen, zwischen denen notwendige, beständige und verwickelte Wechselwirkungen herrschen. So schwebt auch die Wissenschaft nicht über unsern Häuptern; streben wir Objektivität an, so heißt das, wir suchen unsere Erkenntnisse mit denen der andern in den größtmöglichen Einklang zu setzen. Dabei kann aber niemand seine Eigenart völlig aufgeben; und selbst wenn es möglich wäre in zwei Köpfe eine ganz gleich beschaffene und gleich umschriebene Wissensmenge zu bringen, sie würde sich in jedem anders färben und ordnen. Solche Unterschiede bleiben auf der statischen Stufe der Wissenschaft latent; auf deren dynamischer erhalten sie eine gebieterische Bedeutung. Wenn wir „unsere unmaßgebliche Meinung“ aussprechen, dann bezieht sie sich fast immer

auf Einzelnes, Untergeordnetes, Mittleres; bei Grundlegungen und Abschlüssen verschweigen wir unsere Persönlichkeit, und gerade da offenbart sie sich voll und ganz. Es gibt nichts Persönlicheres als Weltanschauungen. Ohne Individualität ist der Fortschritt der Wissenschaft undenkbar, er vollzieht sich nicht wie der gleichmäßige Vormarsch gut eingeübter Truppen. Es muß Verschiedenheit vorhanden sein um Widerstreit, und Widerstreit um Vervollkommnung zu erzeugen. Auch die Richtung auf den Arbeitsstoff wird durch das individuelle Bedürfnis bestimmt, das man dann als objektives empfindet. „Das muß gemacht werden“, sagt man wenn man etwas machen will; aber unendlich vieles bleibt unerledigt was nach allgemeinem Erachten gemacht werden sollte und zwar schleunigst. Man wird hier die großartigen Arbeitsteilungen einwenden; aber auch sie entspringen der Initiative des Einzelnen, und andererseits sind die individuellen Neigungen der Mitarbeiter zwar gebunden, doch nicht ausgeschaltet. Ein Fortschritt kann unter allen Umständen und auch im geringsten Maße stattfinden; er ist nicht notwendigerweise W. OSTWALD⁸ „großen Männern“ zugeordnet; die Natur, die ja nie einen Sprung macht, hat fürsorglich zwischen die Könige und die Kärner einen breiten Mittelstand eingeschoben. Da wir nun erkennen daß jeder lebhaftere Pulsschlag der Wissenschaft an persönliche Eigenart geknüpft ist, so versehen wir Erscheinungen, Gesetze, Methoden mit den Namen ihrer Finder. S. PUŞCARIU sagt im Vorwort zu seinem Etym. Wtb. der rumän. Sprache '05, S. XIII: „Das Ideal einer wissenschaftlichen Forschung wäre wenn nach der vollständigen Lösung eines Problems auch die in den Hintergrund rücken würden die es gelöst haben, und das erworbene Resultat ganz einfach der Allgemeinheit geschenkt würde.“ Das wäre kein Ideal, außer für die Bequemlichkeit der Nachfahren; übrigens treiben wir ganz von selbst diesem Ziele zu. Wir vergessen die Blüten und die Bienen denen wir den Honig danken, und schließlich verflüchtigt sich auf unserer Zunge der Geschmack des Honigs selbst. Doch das ändert nichts daran daß die Geschichte der Wissenschaft die der Forscher ist, wie die Geschichte der Kunst die der Künstler.

Das Individuelle wirkt in der Wissenschaft vornehmlich vermittelt der Einbildungskraft, welche Ziele vorausnimmt und Lücken ausfüllt. B. BRODIE nannte sie „ein Werkzeug wissenschaftlicher Entdeckung, ohne das Newton niemals seine Differentialrechnung erfunden, Davy niemals Erden und Alkalien zersetzt, Columbus niemals einen neuen Weltteil entdeckt haben würde“ (Wahlspruch zu

J. TYNDALL's Abhandlung: Über den wissenschaftlichen Nutzen der Einbildungskraft, in den Fragmenten aus den Naturwissenschaften, deutsch '99). Bereichern mehrere gleichzeitig die Wissenschaft um ein Neues von Bedeutung, so hat jeden ein anderer Weg dazu geführt. Nicht auf allen Gebieten der Wissenschaft betätigt sich die Einbildungskraft in gleichem Grade schöpferisch. Wer ihr vielleicht in der Sprachgeschichte den kleinsten Spielraum zumessen wollte, verführe zwar ungerecht, aber nicht unbegreiflich; denn hier hat sie oft genug jede Schranke mißachtet, sich nicht einmal die notwendigste Schulung gefallen lassen wollen. Natürlich bleibt die Wissenschaft in dieser Hinsicht weit hinter der Kunst zurück, aber doch nicht so weit wie J. VOLKELT vermeint (Überschätzung und Unterschätzung von Wissen und Wissenschaft in der Beil. zur Allg. Zeit vom 6. und 8. Jan. '89). Erkennen sei keine im eigentlichen Sinne schöpferische Tätigkeit; es hafte ihm etwas von Leblosigkeit und Unkraft an; selbst die genialsten Gedanken der Wissenschaft seien nur möglichst vollkommene Wiedergabe der Zusammenhänge des Wirklichen, also Wiederholung von etwas was schon da ist. Durfte aber dann VOLKELT sich des Ausdrucks „genial“ bedienen? Ich gebe zu daß man unter „Genie“ mancherlei verstehen kann, wurde doch am Grabe von G. PARIS behauptet daß dies Wort eigentlich nur Dichtern, Feldherren und Mathematikern zukomme (L. HAVET).

Der Fortschritt der Wissenschaft besteht nicht allein in der Vermehrung des Wissens, der Erweiterung des Wissensgebietes; es muß sich ihr — und das geschieht eben dank der individuellen Kraft — die Erhöhung des wissenschaftlichen Standpunktes, die Weiterbildung der Methode zugesellen. Um ein Bild zu gebrauchen, das freilich eine kleinliche Ausmalung nicht verträgt, je höher man steigt, desto weiter sieht man, und zugleich desto besser das was man schon früher gesehen hat. Die Einzelheiten verblassen; aber die Zusammenhänge treten immer deutlicher hervor. Das einmal Errungene bleibt bestehen, als „eiserner Bestand“ der Wissenschaft, aber seine Beleuchtung und Einordnung wandeln sich: die Richtigkeit einer schon vor Jahrhunderten gefundenen Etymologie ist heute eine andere als damals und selbst das uralte $1 \cdot 1 = 1$ erscheint in neue Gedankenetze eingesponnen. Beide Komponenten der wissenschaftlichen Forschung verbinden sich miteinander im verschiedensten Verhältnis; es kann auch jede für sich auftreten. Zum mindesten die extensive, indem sie den Rohstoff für eine spätere Verarbeitung liefert. Wir haben eine Menge wissenschaftlicher Schriften welche „methodisch“

gemacht sind, nämlich eine gegebene Methode getreu kopieren, und die „auf der Höhe der Wissenschaft stehen“, aber auch nicht um einen Zoll höher. In der Natur der intensiven Forschung liegt es neuen Stoff heranzuziehen; doch kann sie auch ausschließlich alten in neuer Weise verwerten. Eine geistige Tätigkeit welche nicht auf den Gewinn von Erkenntnissen hinzielt, wie das Schachspiel, ist keine wissenschaftliche; dessen Kombinationen ähneln den wissenschaftlichen höchstens wie die Schwimmbewegungen auf dem Trocknen dem wirklichen Schwimmen.

Wie das Individuelle den ganzen Fortschritt der Wissenschaft, die Erreichung immer höherer Werte regelt, so bestimmt es auch den Wert der Wissenschaft im Verhältnis zu dem allgemeineren Wert der Kultur und zu dem allgemeinsten, dem des Lebens. Daraus ergibt sich daß er in sehr verschiedener Weise bestimmt worden ist, worüber man VOLKELT⁸ oben erwähnten Aufsatz nachlese. Die Wissenschaft hat so harte Worte zu hören bekommen wie das STAHL⁸, sie müsse umkehren, und das BRUNETIÈRE⁸, sie habe Bankbruch gemacht. Andere sind ihr in faustischer Stimmung gegenübergetreten; so der liebenswürdige Pflanzenbiologe R. FRANCÉ, der sie mit Nietzscheschem Pathos auf den rechten Weg weisen möchte (Der Wert der Wissenschaft, 3. Aufl. '08). Einen objektiven Maßstab für den Wert der Wissenschaft gibt es nicht; man hat ihn auch im Nutzen vergeblich gesucht. A. COMTE hat auf sein großartiges Lehrgebäude die Inschrift gesetzt: „science, d'où prévoyance; prévoyance, d'où action“, und OSTWALD hat sie jüngst mit hellen Farben aufgefrischt. Aber wenn der Nutzen als höchstes Ziel vor der Wissenschaft im ganzen aufgepflanzt ist, so muß er auch für alle ihre Teile, bis zu den kleinsten hinab, in Sicht sein. Die Schwierigkeiten die hier drohend aufsteigen, hat OSTWALD nicht verkannt, aber er sucht sie zu ersticken indem er meint „daß es sich bei höher gesteigerter Kultur als besser erweist bei dem Betriebe der Wissenschaft von der Rücksicht auf die unmittelbare technische Anwendung abzusehen“ (Grundriß der Naturphilosophie '08, S. 22f.). Diese Worte haben einen bureaukratischen Anklang und bilden daher einen Mißklang in einer so wichtigen Darlegung, wo ja der Grundgedanke aufs strengste durchgeführt sein müßte. Die Annahme verschiedengradigen Nutzens erweckt in uns notwendigerweise die Vorstellung von verschiedenartigem Nutzen, somit das Verlangen nach einer Bestimmung dessen was Nutzen ist, zugleich mit der Sicherheit daß eine solche für alle Zeiten gültig bleibe. Wenn man den Nutzen ins Auge faßt „den die Wissen-

schaft tatsächlich oder möglicherweise bringen kann* (ebenda S. 22), so scheint es schwierig die Grenzen dieser Möglichkeit festzulegen, und gelänge es auch, so würde doch das möglicherweise Nützliche mit dem was als vermeintlich unnütz zurückbliebe, so innig zusammenhängen daß man es davon ebenso wenig abzulösen vermöchte wie Shylock aus Antonios Leib ein Pfund Fleisch ohne Blutstropfen auszuschneiden. A. PRINGSHEIM sagt in seiner akademischen Festrede von '04 (Über Wert und angeblichen Unwert der Mathematik S. 36): „Die mathematischen Erkenntnisse erscheinen uns daher, nicht nur soweit sie als Mittel für andere Zwecke dienen [oder je dienen könnten — wie der Zusammenhang lehrt], sondern an sich als wertvoll, und wir erblicken zugleich in ihrem systematischen Auf- und Ausbau die vollendetste und reinste Form logischer Geistes-tätigkeit, die Verkörperung höchster Verstandesästhetik.“ Und H. POINCARÉ (Der Wert der Wissenschaft, deutsch '06, S. 165): „Man kann nicht einmal sagen daß das Handeln das Ziel der Wissenschaft sei; können wir die über den Sirius angestellten Studien verwerfen, unter dem Vorwand daß wir wahrscheinlich nie irgend eine Wirkung auf diesen Stern ausüben werden?“ Und, da OSTWALD sich nachdrücklichst gegen die „sehr verbreitete Auffassung“ wendet „daß man die Wissenschaft um ihrer selbst und nicht um des Nutzens willen betreiben soll“ (a. a. O.), so sei hier noch eine andere Stelle in POINCARÉ's Buch (S. 208 f.) wiederholt: „Man hat sich über die Formel gewundert: ‚Die Wissenschaft um der Wissenschaft willen‘, und doch ist das mehr wert als: ‚das Leben um des Lebens willen‘, wenn das Leben nur Elend ist, und selbst mehr als: ‚das Glück um des Glückes willen‘, wenn man nicht glauben will daß alles Vergnügen gleichwertig ist.“ Die Vergangenheit, von deren Nutzen zur Voraussagung OSTWALD ziemlich gering zu denken scheint, könnte ihm doch eines voraussagen: die reine Wissenschaft welche früher oder später aus den Windeln einer wirklich oder vermeintlich nutzenbringenden herausgewachsen ist, wird sich nie mehr in sie hineinzwängen lassen. Unser intellektuelles Bedürfnis ist nicht auf den Besitz gemeinnütziger Kenntnisse gerichtet, sondern auf den Erwerb von Erkenntnissen die keiner Bedingung und keiner Einschränkung unterliegen. Ich betone das Wort „Erwerb“; es ist nicht sowohl das Wissen als das Lernen und das Forschen was uns tiefste Befriedigung gewährt. Wir pflegen zu sagen: „leider ist uns der Name dieses Königs nicht bekannt“ oder „hoffentlich wird uns ein glücklicher Fund die Lage dieses Ortes lehren“; aber ich glaube, wir

täuschen uns und andere über die Begleitgefühle unseres wissenschaftlichen Interesses. Würde alle unsere Wahrheitssehnsucht erfüllt, so bliebe uns nichts übrig als wie vor dem entschleierte Bild von Sais leblos hinzusinken. Daher halten wir fest an LESSING'S Wort: „Nicht die Wahrheit in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe die er angewandt hat hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht“ (Eine Duplik I 1778).

Ich habe mich bei OSTWALD'S Auffassung von der Wissenschaft so lange verweilt weil er es versteht sie volkstümlich zu machen; alles paßt er seinem System auf gewandte Weise an, und er wird wahrscheinlich vielen auch die Überzeugung suggerieren daß wenn „die Wissenschaft als die Technik des systematischen Voraussagens oder Prophezeiens gekennzeichnet werden kann“, „in dem hier dargelegten allgemeinen Sinne auch die Kunst Wissenschaft ist“ (Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft '09, S. 169f.). Ich möchte nun andere davor warnen OSTWALD'S Ansicht von der Sprachwissenschaft oder, wie er auch sagt, „Philologie“ sich anzueignen: „ihr Betrieb wird kommenden Jahrhunderten ebenso unbegreiflich zwecklos erscheinen wie uns gegenwärtig die Scholastik des Mittelalters erscheint“ (Grundriß S. 108). Wir können die alten Scholastiker nicht mehr einschüchtern und wir werden uns durch den Popanz der Zukunft nicht einschüchtern lassen; zudem erinnere ich OSTWALD daran daß ein so naher Schüler COMTE'S, ein so eifriger Positivist wie E. LITTRÉ, mit seinen philosophischen Studien eingehende sprachgeschichtliche nicht für unvereinbar gehalten hat. OSTWALD'S Vorurteil gegen die Vertiefung in die Vergangenheit der Sprachen ist ein falscher Widerschein seiner auch von mir voll gewürdigten Vorliebe für eine künstliche Verkehrssprache; gerade wer menschliche Einrichtungen verbessern will, muß sich mit ihrer Geschichte vertraut machen. Der Wert der Sprachgeschichte ist in dem Wert der Wissenschaft inbegriffen und stuft sich in gleicher Weise ab: der Fortschritt geht in der Richtung auf das Allgemeine und Einfache. Die Philosophie bildet die Spitze in welche die konvergierenden Einzelwissenschaften auslaufen, die zueinander im Verhältnis der Unterordnung oder der Nebenordnung stehen, ganz abgesehen von gegenseitigen Hilfleistungen. Um ihre Einteilung und ihre Begrenzungen haben sich manche bemüht, in förderlicher Weise zwar, doch ohne endgültigen Erfolg;

denn die Standpunkte sind nicht nur von Haus aus ungleich, sie verrücken sich auch beständig, und dadurch werden nicht selten Grenzen zu Zentren. Besonders sind die Beziehungen zwischen den „Gesetzeswissenschaften“ und den „Geisteswissenschaften“ erörtert worden; und während man früher geneigt war die Sprachgeschichte unter den erstern unterzubringen oder wenigstens in die Mitte zwischen beide Gruppen zu stellen, zählt man sie jetzt zu den letztern. Sie verliert dabei aber nichts; die Sprache wird immer als Hauptkennzeichen des Menschen betrachtet werden und POPE^s Vers immer seine Geltung behalten: „The proper study of Mankind is Man.“ Die Sprachgeschichte d. i. die Geschichte der Sprechenden bildet nun sicherlich einen Zweig der Geschichtswissenschaft; aber sie scheint von dieser nicht offiziell anerkannt zu werden — doch vielleicht ist sie in der Einteilung bei E. BERNHEIM (Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 5/6. Aufl. '08, S. 54) unter einem „usw.“ versteckt —, und in dem was mir von der überreichen geschichtsphilosophischen Literatur zu Gesicht gekommen ist (ich nenne vor allem G. SIMMEL^s tief- und feinsinnige Untersuchungen), erinnere ich mich nicht einer ausdrücklichen Beziehung auf die Sprachgeschichte, kaum einer unmittelbar für sie verwendbaren Ausführung begegnet zu sein. Man mag nicht ganz vergessen haben daß sie sich einmal, wenngleich als Gefangene im naturwissenschaftlichen Lager befand, oder fühlen daß sie in der Tat eine Sonderstellung innerhalb der Geschichtswissenschaft einnimmt; doch sollte diese irgendwo gekennzeichnet werden. Das geschieht auch nicht von Seite O. DITTRICH^s (Die Grenzen der Geschichte '05, Die Grenzen der Sprachwissenschaft '05), dem es freilich mehr auf das Verhältnis zur Sprachwissenschaft ankommt als auf das zur historischen Wissenschaft (die er übrigens als Unterabteilung der Geschichtswissenschaft einträgt). Der auf den Nachbargebieten so lebhaft geführte Streit um die Trennung des Wesentlichen vom Unwesentlichen scheint in der Sprachgeschichte nicht laut geworden zu sein; innerlich bleibt er dem Einzelnen nicht erspart. Bei der gleich anfangs einbekannten Natur dieses Beitrags wird man sich nicht wundern wenn ich jetzt einen äußern und innern Zustand schildere wie ich ihn oft erlebt habe. Ich liege am Rand eines Wäldchens und schaue hinab auf das Dorf im Tale; dem Studierzimmer und seiner Kleinarbeit entrückt, lasse ich meine Gedanken über das weite Gebiet der romanischen Mundarten dahingleiten, stelle fest daß die darauf bezügliche Literatur noch sehr viel Lücken aufzuweisen hat, male mir aus wie sie auszufüllen sind,

welche Rätsel dann sich lösen werden, und so fort, bis auf einmal mein Wünschen in ein Fürchten umschlägt. Wie soll man die immer wachsende Zahl von Lautgesetzen und Lautgesetzchen beherrschen? Kann sich das Gedächtnis so ausweiten oder muß man seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht immer mehr einengen? Und lohnt überhaupt das Spiel den Einsatz? Ich schaue mich nach rettenden Analogien um. Würde es mir wohl einfallen das Wäldchen mit allen seinen Bäumen, Zweigen, Blättern in den verschiedensten Lagen und Gestaltungen zu beschreiben und dann erklären unter welchen Einflüssen der Bodenbeschaffenheit, der Feuchtigkeit, der Temperatur, der Windrichtung alles das so und nicht anders geworden ist? Oder das Dorf mit allen seinen Häusern, Dächern, Fenstern, Schornsteinen usw., jedes um die Art und Zeit seiner Entstehung befragend? Das erschiene mir töricht; höchst vernünftig aber die Mundart dieses Dorfes bis in die allerkleinsten Einzelheiten zu erforschen. Worin ist dieser Unterschied begründet? Darauf läßt sich nicht so leicht antworten wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Ich übergehe die zunächst eintretenden Erwägungen; sie münden schließlich in dem Gemeinplatz: nichts ist unwichtig, es muß nur in den richtigen Zusammenhang gestellt werden, und er setzt sich in die schon angedeutete Forderung um, man möge wenn man Bausteine zusammenträgt, sich auch sofort zum Bauen anschicken. Die Tatsache daß in vielen Fällen deren nicht genug vorhanden sind um eine Frage zu entscheiden, berechtigt uns nicht dazu in andern Fällen eine solche nicht einmal zu erörtern; einer Erwägung ist jede Beobachtung wert.

In unsern sprachgeschichtlichen Untersuchungen spielen die „Lautgesetze“ d. h. die Formeln des Lautwandels die Hauptrolle, aber doch nur als unerläßliches Handwerkszeug, eigenen Wert haben sie vorderhand nicht; wenn sie erklären, so sind sie selbst nicht erklärt, auch nicht im allgemeinen. Daß man, nachdem seit so lange so viel darüber geschrieben worden ist, sich noch immer nicht über die Art ihrer Entstehung hat einigen können, das muß seine besondern Gründe haben. Ich glaube deren zwei zu erkennen. Der eine liegt darin daß die alte Anschauung von der Sprache als einem Organismus noch nicht ganz überwunden ist und daß man dem Lautwandel vom kollektivistischen Standpunkt aus beizukommen sucht. Und das um so mehr als auch wir andern die endlosen zwischen den Individualsprachen hin- und herlaufenden Fäden nicht verfolgen können und mit dem Durchschnitt oder der Summe als einer fingierten Einheit zu operieren genötigt sind. Der andere Grund

liegt darin daß man eine allgemein gültige methodische Regel hier vernachlässigt, der zufolge die Untersuchung einer Gruppe von Erscheinungen aus der der nächst höheren d. h. umfassenderen abzuleiten ist. Nun bilden die Lautneuerungen nur einen Teil der Sprachneuerungen überhaupt; man hat sie aber mit scharfem Schnitt von ihnen abgetrennt. So hat B. DELBRÜCK (Das Wesen der Lautgesetze, in den Annalen der Naturphilosophie I, '02, S. 307 f.) sie als „sui generis“, bezeichnet, ihnen, mit ihrer vermeintlichen Ausnahmslosigkeit, selbst eine „Ausnahmestellung“ gegeben, ohne ihr Verhältnis zu den übrigen Sprachneuerungen klar zu stellen. Neben den Sprachneuerungen wiederum gibt es Neuerungen in Sitten, Tracht, Gewerbe usw., und sie alle vollziehen sich in jeder Verkehrsgemeinschaft, seien deren Bestandteile auch noch so ungleich, selbst hinsichtlich der Rasse. Daß sie diesen gemeinsam sind, muß daher eine Folge des Verkehrs sein, mit andern Worten, sie haben sich erst durch Nachahmung, willkürliche oder unwillkürliche, ausgebreitet. Auch auf dem Gebiete der Sprache, und gerade mit Hinblick auf den Lautwandel hat man seit lange die Bedeutung der Nachahmung erkannt. Mit großer Entschiedenheit hat das DELBRÜCK in den Grundfragen der Sprachforschung '01, S. 98 und in dem oben erwähnten Aufsatz getan; was er hier S. 301 f., besonders gegen W. WUNDT sagt, dem pflichte ich vollkommen bei. Nebenbei gesagt, ließe sich WUNDT'S Behauptung (Sprachgeschichte und Sprachpsychologie '01, S. 62): „Daß solche Gewohnheiten wie die näselle Aussprache gewisser Gesellschaftsklassen jemals sprachgesetzliche Geltung erlangt hätten, ist nirgends bezeugt“, durch den Hinweis auf die näselle Aussprache der Puritaner (zunächst der Prediger) entkräften, die in dem „nasal twang“ der Yankees fortzuleben scheint. Ich finde diesen Hinweis in einem sehr bemerkenswerten, aber fast gar nicht bemerkten Aufsatz von P. de REUL (Les lois phonétiques, in der Revue de l'Université de Bruxelles '99—'00, S. 185), wo es auch heißt (S. 186 Anm.): „nous voudrions que l'idée d'imitation tint une place plus grande et devint comme une force motrice nouvelle dans l'histoire phonétique des langues“. Ich will nun versuchen die bei dieser Frage leicht eintretenden Mißverständnisse aufzuklären oder ihnen vorzubeugen; von der Sprachmischung sehe ich wie DELBRÜCK überhaupt ganz ab. Ich leugne zunächst keineswegs die Möglichkeit daß alle Glieder einer größeren Gruppe spontan zu einer Lautneuerung gelangen. So wenn es sich um das Musikalische der Sprache handelt, das ja unmittelbar auf der Naturumgebung, der

gleichen Lebensweise und Beschäftigung (man denke u. a. an K. BÜCHER⁸ „Arbeit und Rhythmus“) beruhen kann; entwickelt sich aber aus diesem Musikalischen irgend ein bestimmter Lautwandel, so doch nicht als notwendige Folge, und der Anstoß hierzu wird wohl vom Einzelnen ausgehen. Ferner gibt es sprachliche Anstandssitten, gleichsam Vorschriften für das äußerliche Sprechen, bei denen wiederum individueller Ursprung vorauszusetzen ist, so: langsam oder rasch, mit offenem oder mit geschlossenem Munde zu sprechen; dadurch sind in der Tat gewisse Nuancierungen der Laute unmittelbar bedingt (vgl. z. B. die „Artikulationsbasis“ des Englischen). Von diesen Einschränkungen abgesehen, beherrscht die Nachahmung das ganze Sprachleben. Natürlich kann sie den Boden in einem gewissen Grade vorbereitet finden; dann begegnen sich die Kollektivisten mit den Individualisten. WUNDT sagt in der ersten Auflage ('00) seiner Völkerpsychologie I, I, 361: „Hier [d. h. bei den Wandlungen der Sprachlaute], wie überall, muß jede Abweichung von einer allgemein gültigen Norm in irgend welchen Individuen zuerst entstanden sein. Eine generelle Geltung kann aber hinwiederum eine solche Abweichung nur erlangt haben wenn ihr günstige Bedingungen entgegenkamen, denen auch die andern Mitglieder der Sprachgemeinschaft unterworfen waren.“ In seiner oben angeführten Schrift von '01 (S. 61) heißt es aber: „Vielmehr hat, wo dies je einmal der Fall sein sollte [d. h. daß eine Änderung von einem Einzelnen ausgeht], die individuell entstandene Abweichung im allgemeinen nur dann Aussicht auf Bestand und weitere Ausbreitung usw.“ Und in der zweiten Auflage des großen Werkes ('04, I, I, 372) ist der erste von jenen beiden Sätzen ganz gestrichen, der zweite im wesentlichen derselbe geblieben. Dem Anschein nach liegt hier eine Meinungsänderung vor; wie weit sie geht, wird mir nicht deutlich. Daß nun aber die Ausbreitung von einem Punkte aus nur unter günstigen innerlichen Bedingungen stattfinden und stattfinden könne, das läßt sich widerlegen, doch muß man sich dabei über die Sphäre des Lautwandels erheben und das allgemeine Wesen der Nachahmung ins Auge fassen. WUNDT bemerkt in dem langen Zusatz durch den er in der zweiten Auflage der Völkerpsychologie das zweite Kapitel der Einleitung erweitert (S. 14): „Nun spielt zwar die Nachahmung gewiß in vielen Fällen eine mitwirkende Rolle, aber gerade bei den tiefer greifenden und allgemeineren Veränderungen des gemeinsamen Lebens und seiner Erzeugnisse kommt ihr schwerlich jemals die Hauptrolle zu.“ Der Völkerpsychologe kann allerdings nicht anders

sprechen; ich bedauere der entgegengesetzten Meinung sein zu müssen. Vor einem Vierteljahrhundert hatte ich gesagt (Über die Lautgesetze S. 13f.): „Wenn ich mit F. MÜLLER die Lautgesetze nicht schlechtweg mit den Gesetzen der Modetrachten vergleichen will, so scheinen sie mir doch in großem Umfang Sache der Mode, d. h. der bewußten oder doch halbbewußten Nachahmung zu sein.“ Heute bin ich weniger schüchtern; ich berufe mich geradezu auf die Mode im engeren Sinne, und vor allem auf die der Frauenhüte während der letzten zwei Jahre. Ist hier etwa ein in Millionen schlummerndes Bedürfnis befriedigt, nicht vielmehr ein ganz äußerlicher, den meisten höchst unwillkommener Zwang ausgeübt worden, und zwar dank dem Einfall einer einzelnen Person, über welche die Eingeweihten sichern Bescheid zu geben wüßten? Ebensoviele Prestige, Faszination, Suggestion spielt bei den Sprachmoden mit; deren Urheber sind Fürsten, Vorgesetzte, Schauspieler, Volksmänner, Gigerln, Rowdies usw., kurz alle welche blendende Vorbilder für größere oder kleinere Kreise abgeben, ohne daß sie selbst mit Hinsicht auf die Sprache das zu sein beanspruchen. Es liegt in beiden Fällen ein persönlicher Einfluß vor, wenn er auch im ersteren verschleiert zu sein pflegt (zur Zeit der Kaiserin Eugenie war das anders); die Beschaffenheit des Sachlichen fällt dabei wenig oder gar nicht in die Wagschale. Man ahmt auch Dinge nach die einem im Grunde recht unangenehm sind. Dem Häuptling einer Gassenbubenrotte es ebenso in roher Aussprache und gemeinen Ausdrücken wie im Verzehren von Maikäfern und Spinnen gleich zu tun, das bildet das Ziel des Ehrgeizes für jedes Mitglied der Rotte. Verfeinert erscheint jener Typus unter den Gymnasialschülern (oder erschien; meine Erinnerungen beziehen sich auf die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts); aus seinem Munde wird jeder Spitzname für Schüler oder Lehrer, mag er noch so wenig witzig oder treffend sein, ohne Kritik entgegengenommen, nur muß die Taufe in einem günstigen Augenblicke geschehen. Absichtlich nachgeahmt wird niemand häufiger als der welcher selbst berufsmäßig nachahmt, der Schauspieler, und wohl nirgends leichter und lieber als in Österreich. Zuweilen wird dann die Nachahmung zur zweiten Natur; als A. GIRARDI, ein gebürtiger Grazer, recht in die Mode kam, fanden sich junge Leute die fast immer, im Ernst wie im Scherz, girardelten. Und was das heißt, möge man nach folgender, allerdings nicht physiologisch genauen Kennzeichnung von GIRARDI⁶ Vortrag bemessen: „Von ihm stammt das lustige Gegurgel halbverschluckter Töne, das verlegene Kauen unausgesprochener Worte,

von ihm das komische Walken und Quetschen der Silben, das vom Gaumen durch die Nase geht, von ihm das übermütige Spiel mit willkürlich verstärkten oder verheimlichten oder verschliffenen oder genial im Sinne mundartlicher Verschleifung assimilierten Lauten* (W. HANDL, s. Grazer Tagespost vom 21. Jänner '09). Oft wird nur eine einzelne Besonderheit eines Schauspielers Mode. Kollege K. ŠTREKELJ behauptet (Časopis za zgodovino in narodopisje V, 40), die Grazer Damen hätten sich in den letzten Jahren das Zäpfchen-*r* in Nachahmung der hiesigen aus Norddeutschland stammenden Schauspielerinnen angeeignet; da wäre also etwas Ähnliches geschehen wie in Paris zur Zeit des ersten Kaiserreichs als man einem Schauspieler zu lieb dem ein wirkliches *r* fehlte, *Palis* usw. aussprach. Mir steht zwar jene Tatsache nicht ganz außer Zweifel, nach meinen eigenen gelegentlichen Beobachtungen herrscht unter den Grazern seit lange das Zäpfchen-*r* vor; aber im allgemeinen ist es sicher daß dieses im Laufe des letzten Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden das Zungen-*r* zurückgedrängt hat. Ein spanischer Edelmann erzählte mir jüngst daß Alfons XIII. wie alle Bourbonen (?) kein Zungen-*r* besitze und daß ein großer Teil des Hofes sich dessen nach seinem Beispiel entäußere; mein Gewährsmann machte sich anheischig anzugeben wer vom höfischen Adel das *r* so, wer es so spreche. In diesem Kampfe zwischen den beiden *r* entscheidet vielleicht die Bequemlichkeit; aber ist wirklich nirgends das Zungen-*r* der Eroberer und ist es wirklich das unbequemere? Bei mir wenigstens verhält es sich umgekehrt, und ich bin in meiner Vaterstadt Gotha als kleiner Bube wegen meines stark gerollten Zungen-*r* von den Gassenkameraden verspottet worden (doch faßte mein Ohr sogar das nicht vibrierte γ in *Hersojin* als *r* auf; ich wunderte mich daß man *Herzog*, nämlich *Hersoch* sage, aber *Hersorin*).

Neben den mit Wille und Bewußtsein führenden Geistern — ich erinnere hauptsächlich an die Präziösen des 17. Jhrhs. —, welche im Grunde nur auf die Schriftsprache hinzielen und sich kaum zu Lautneuerungen herablassen, gibt es also auch was ich wilde Sprachführer nennen möchte, aus deren bunter Galerie ich nur ein paar Beispiele vorgeführt habe. Doch hier ebenso wie anderswo sind wir nicht auf Könige und Kärner beschränkt; keiner nur einigermaßen aktiven Persönlichkeit ist es versagt irgendwie und irgendwann ohne Absicht sprachlichen Einfluß auszuüben. Lehrreich sind die Beobachtungen am Zwiegespräch. Auch da wo gar kein Rangunterschied sich geltend macht, beherrscht oft der eine, vielleicht gerade der der im

Sachlichen die Nebenrolle spielt, sprachlich den andern, das heißt, dieser paßt sich ihm in Ton und Tempo, in Wendung, Wort und Aussprache an. Die Gelegenheit scheint mir geeignet GUSTAV MEYER* (1850 - 1900) zu gedenken, und ich tue das umso lieber als ich mir ausmale welch frohen Anteil er an unserem Philologenfeste genommen hätte. Er besaß selbst Neigung und Fähigkeit sich andern anzupassen und seine Rede war keineswegs, wie das bei manchen der Fall ist, unwandelbar gleichmäßig; doch für gewöhnlich hatte sie einen bestimmten Stil. Er liebte es mit der Sprache zu spielen und prägte zum Scherze neue Wörter (besonders Namen) und neue Wendungen; die gebrauchte er so standhaft daß manchmal ein näherer Bekannter ihm das eine oder andere auch in seiner Abwesenheit nachsprach. So das Wort *Kafenion*, mit dem er das von ihm täglich besuchte Kaffeehaus vor dem Burgtor bezeichnete, in der Erinnerung an seinen Aufenthalt in Griechenland und wohl angeregt durch die klassischen Säulen des Gebäudes. Obwohl wir jahrelang Tür an Tür wohnten, glaube ich nicht daß MEYER im allgemeinen einen wirklichen Einfluß auf mich ausgeübt hat; wohl aber geschah das in sprachlicher Hinsicht, wenigstens soweit es heitere Unterhaltung betraf. Noch jetzt wird es mir zuweilen bewußt — andere werden es kaum bemerken — daß ich gerade in Meyerscher Sprache gescherzt habe. Auch unserer gemeinsamen Haushälterin gegenüber glich ich unwillkürlich, im gelinden Kampf ums Dasein, meine Ausdrucksweise der des Sprachgewaltigeren an. Einmal ist zwischen uns beiden ein sehr merkwürdiges Wort aufgekommen. H. BRUGSCH lebte eine kurze Zeit (in den 80er Jahren) in Graz und wir fanden uns manchmal mit ihm zusammen. Eines Abends erzählte uns der sehr unterhaltsame Mann u. a. folgendes Geschichtchen, das er in Ägypten erlebt, eigentlich gemacht hatte. Er pflegte am Abend eine Flasche Sodawasser zu trinken und in seinem einheimischen Diener wurde durch das dabei erfolgende Rülpsen der Wunsch erregt des gleichen Genusses teilhaftig zu werden. BRUGSCH willigte ein, tat aber in das Sodawasser ein Brechpulver. Als dann das erst vergnügte Gesicht des Dieners immer länger und bleicher wurde, ermutigte ihn sein Herr weiter zu trinken; aber er antwortete: *mâ li-š nâfs* „ich habe keinen Appetit“. Die Anekdote belustigte uns so sehr daß wir die Worte bei allen Gelegenheiten wiederholten und sie schließlich zur Hälfte — freilich mit einer nicht ganz tadellosen Halbierung — ins Deutsche übersetzten: „ich habe keinen *Schnäfs* zum Arbeiten“ oder ähnlich. Und dies Wort wurzelte sich so fest bei uns ein daß wenn heute jemand

es im Gespräch mit mir gebrauchte, ich kaum erstaunen, vielmehr es als ein Wort der Gemeinsprache empfinden würde — und es sind doch wohl mehr als drei Lustren verflossen seit ich es zuletzt hörte.

Daß von den zahllosen individuellen Nachahmungsfällen die sich auf Lautliches beziehen, die meisten, besonders in unsern Kulturverhältnissen, wieder wirkungslos verschwinden, so viel darf man WUNDT (s. bes. *Völkerps.* 2 I, 1, 13. 398. 476) zugestehen. Aber er unterschätzt diesen Faktor in seiner allgemeinen Bedeutung, obwohl ich nicht weiß wie er unter den auch von ihm angenommenen Wechselwirkungen zwischen den Individuen etwas anderes verstehen kann als Nachahmungen. Aus allem was bisher beobachtet worden ist und was sich täglich beobachten läßt, geht hervor daß eine sprachliche und insbesondere eine lautliche Neuerung vom Einzelnen ebenso wie von Mehreren auf einen Einzelnen und auf Mehrere übertragen wird. Das Quantitative gibt hier nicht den Ausschlag, sonst könnte ja auch der bei einer Minderheit entstandene Lautwandel nicht Eigentum einer weit überlegenen Mehrheit werden. Wenn wir die Dinge mit dem Mikroskop betrachten, so vollzieht sich die Übertragung immer vom Einzelnen zum Einzelnen, und dieser Vorgang mag sich beliebig oft, in Strahlung oder in gleicher Richtung, wiederholen. WUNDT macht nun allerdings einen qualitativen Unterschied; er bezeichnet das Individuelle als zufällig. Diese von ihm gezogene Folgerung schreckt mich so wenig wie DELBRÜCK. Die Ursache welche bei jedem Gliede einer Mehrheit eine Lautneuerung hervorruft, wird doch in dem Einzelnen auch wenn er vereinzelt ist, die gleiche Wirkung ausüben. Was hier Zufall heißt, muß auch dort so heißen, und bis jetzt haben wir in der Tat keinen Anlaß die Erschließung der Ursachen in Fällen der ersten Art für wahrscheinlicher zu halten als in denen der zweiten. Umgekehrt wird man die Natur einer Lautneuerung schwerlich zur Entscheidung zwischen Einheit und Mehrheit ihrer Urheber heranziehen können. Die einfachsten Veränderungen in die sich aller Lautwandel der Erde zerlegen läßt, soweit wir ihn überhaupt feststellen, sind nicht sehr zahlreich, sie wiederholen sich dafür in den verschiedensten Sprachgruppen. Die im wesentlichen gleiche Ursache einer jeden ist daher nicht ethnologisch zu begreifen, nur anthropologisch, und damit wird wiederum ihr individuelles Auftreten wahrscheinlich. Auch in dem Gesamtergebnis einer bestimmten Lautgeschichte, nämlich in dem Lautsystem einer Sprache prägt sich kaum etwas aus was man als Volksseele ansprechen dürfte; diese Systeme wenn sie auch noch so stark voneinander abzuweichen scheinen, ähneln doch

im Grunde kaleidoskopischen Anordnungen der gleichen Elemente. Individueller Ursprung und Nachahmung genügen um die Sprachspaltung zu erklären. Wenn eine Verkehrsgemeinschaft räumlich sich in zwei ganz gleichartige sondert, so werden sich selbst unter ganz gleichen äußern und innern Bedingungen schon nach einer gewissen Zeit lautliche Unterschiede herausbilden; es wird z. B. das *a* hier dunkler, dort heller gesprochen werden. Doch in der Nähe besehen, haben diese Nuancen schon in der ursprünglichen Gemeinschaft bestanden, sich aber die Wage gehalten; dann ist durch individuelles Gewicht hier die eine dort die andere Wagschale gesunken, oder in Formeln ausgedrückt (mit beliebiger Zählung): aus $a_5 a_4 a_3$ ist hier $a_6 a_5 a_4$, dort $a_4 a_3 a_2$ geworden. Es hat sich also der Durchschnitt geändert, in ähnlicher Weise wie der Durchschnitt der Geschwindigkeit mit der die Leute gehen, in den verschiedenen Städten wechselt (G. TARDE *Les lois de l'imitation* 4'04, S. 212), die Gleichheit der einflußfähigen Umstände, z. B. des Geschäftsverkehrs vorausgesetzt. Auch in der geographischen Abänderung der Mundarten (der zufolge die Glieder einer Reihe ABCDEF . . . voneinander in gleichem Maße qualitativ wie räumlich entfernt sind) werden wir leichter das Ergebnis jener beiden Faktoren wiederfinden als den Ausdruck rassenhafter Abstufung. Allerdings pflegt die letztere Anschauung die Art wie die Mundarten aufgestellt und begrenzt werden, zu beeinflussen; jedesfalls verfährt man hierbei zu empirisch und mischt das Geschichtliche auch in die Beschreibung der unterscheidenden und gemeinsamen Kennzeichen ein, die so viel wie möglich der mathematischen Betrachtungsweise unterliegen sollte.

Doch ich fürchte daß ich mich allzuweit vom Eingangstor verliere und kehre dahin zurück. Ich bin ja nicht von der Absicht ausgegangen Ursprung und Wesen des Lautwandels gründlich zu erörtern; sonst müßte ich alle neueren Arbeiten berücksichtigen die sich damit beschäftigen, bis zu R. M. MEYER's Aufsatz: „Gibt es Lautwandel?“ (Kuhns Zeitschr. 42 [08], 28 ff.). Es lag mir nur daran auf gewisse Zweifel zu antworten die wohl nicht mir allein gekommen sind. Sprachgeschichte sagt Sprachentwicklung; Sprachentwicklung aber ist in Sprachspaltung eingeschlossen. Warum eine Sprache sich überhaupt verändert, bedarf kaum des Nachweises, wohl aber warum sie sich gerade so verändert wie sie tut; immer stehen der bestimmten Entwicklung einer Sprache andre Entwicklungen zur Seite, sei es als tatsächlich vorhandene, sei es als mögliche. Unser erstes, das heißt wichtigstes und schwierigstes Problem bezieht sich

demnach auf die Sprachspaltung; diese geht aber streng genommen nicht in der Sprache selbst vor sich, sondern eine Menschengruppe teilt sich in zwei Gruppen von denen die eine so, die andere so spricht. Es fragt sich ob und wie die sprachliche Änderung mit andersartigen Änderungen der betreffenden Gruppe zusammenhängt. Und wie verhält es sich vor allem mit dem Lautwandel? Da es schwer ist ihm im allgemeinen rassenhafte Ursprünge zuzuerkennen, so ist man berechtigt an individuelle zu denken. Die „Lautgesetze“ würden ihren Wert als Ursprungszeugnisse beibehalten; man würde sich wie bisher um ihre Feststellung bemühen. Aber als Verheißer großer Enthüllungen könnten sie kein Vertrauen mehr beanspruchen, sie bildeten kein Treppenpodest, sondern eine undurchdringliche Wand. Die bisher gegen diese individualistische Hypothese erhobenen Einwendungen sind zu allgemein und unbestimmt, und etwa so triftig wie wenn man einem Echo die Einzigkeit des Ausgangspunktes abstreiten wollte weil es in einer zwanzigfachen Wiederholung besteht. Die Möglichkeit einer besseren Widerlegung räume ich gerne ein. Das Problem spitzt sich zu der Frage nach der Bedeutung des Individuums in der Sprachgeschichte zu, einer Frage die nicht gar zu nahe an die gleichlautende für die Kultur- und politische Geschichte gerückt werden darf. Um hier zu irgendwie gültigen Ergebnissen zu gelangen, benötigten wir weniger dürftige und unvollkommene Beobachtungen als sie bis jetzt vorliegen. Solchen freilich welche die Nachahmung individueller Sprechweise zum Gegenstand haben, muß die Gelegenheit entgegenkommen, und gar zu oft geschieht es nicht daß man die ἀπαξ λεγόμενα dabei erwischt wie sie gerade Flügel ansetzen. Daher ist auch den Individualsprachen an und für sich größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, nur im Hinblick auf die Möglichkeit daß von tausend Keimen einer und der andere auf fruchtbaren Boden verweht wird. Wenn z. B. ein Herr den ich in meiner Jugend kannte, *die Eisenbahne* sagte, so hätte eine derartige Angleichung an die Femininen auf *-e* in einer unliterarischen Zeit vielleicht Schule gemacht; derselbe sagte auch *alsdann hernach*, und ähnliche Häufungen haben sich nicht selten festgesetzt. Schwer ist es nur sich zu vergewissern ob dem Betreffenden das anscheinend ihm Eigentümliche nicht schon überliefert worden ist, etwa gar seiner heimischen Mundart angehört. An unserem verstorbenen Kollegen F. von KRONES fiel uns der durchherrschende Gebrauch des Imperfekts auf — G. MEYER sprach daher vom *imperfectum chronicum*; war aber nicht seine mährische Heimat dafür verantwortlich zu

machen? Besondere Belehrung würden unter allen Umständen gründliche Beschreibungen von Individualsprachen gewähren; ihre Veröffentlichung hätte freilich ihr Mißliches, sie erinnerten zu sehr an Berichte über klinische Befunde. Empfehlenswert wäre es vor allem die eigene Sprache zu beschreiben, wobei man sich über die Gefahr der Lächerlichkeit hinwegsetzen müßte. Ich schließe diesen Abschnitt mit der Erwähnung des Merkwürdigsten was mir in einer Individualsprache vorgekommen ist, dessen Verpflanzung übrigens undenkbar gewesen wäre; es bietet sich mir keine passendere Gelegenheit dar es vor unverdienter Vergessenheit zu sichern. Als ich, in der Mitte der 80er Jahre, den ausgezeichneten Uralaltaisten J. BUDENZ (1836—1892), einen gebürtigen Hessen, kennen lernte war ich erstaunt in seiner deutschen Rede alle Augenblicke ein mir ganz fremdes *hadi* zu vernehmen. Ich erkundigte mich bei andern danach und so viel ich teils damals, teils erst jüngst in Erfahrung brachte, hatte es folgenden Ursprung. In seinen madjarischen Vorträgen schob er, als ihm der Gebrauch der fremden Sprache noch schwer fiel, häufig — besonders vor und nach einem zitierten Worte (also wie gesprochene Gänsefüßchen) — ein Stützwort ein, welches wohl aus madj. *hát* „also“, „nun“ umgestaltet war (mit Anhängung von *Ding?*) und *hadi, hading, hadeng, hang, ng* lautete. Dieses *hadi* (ich denke, mit kurzem *a*) übernahm er dann aus seiner madjarischen in seine deutsche Sprechweise und ließ es sogar in einer kleinen russischen Rede nicht fehlen die ich eines Abends mit anhörte. Es war also dies *hadi* bei ihm ganz international geworden, hatte freilich dabei den Charakter eines eigentlichen Wortes verloren, es war aber auch, soviel ich mich entsinne, mit keinerlei Stocken verbunden, bedeutete also nicht einmal so viel wie unser *hm* oder ein verzögerndes Hüstein.

Dieser Aufgabe die Vielheit aus der Einheit abzuleiten, ist die andere korrelat die Vielheit auf die Einheit zurückzuführen. Während dort die Sprachgeschichte sich der Geschichte im allgemeineren Sinn vielfach als Helferin bedient, ist es hier umgekehrt. Die Verwandtschaft der Sprachen soll auf die Beziehungen der Völker Licht werfen, da wo wir über sie nicht auf andere Weise unterrichtet sind. Wie weit wir mit diesem Mittel in die Vorzeit eindringen können, ob nicht etwa die Spuren ältester sprachlicher Zusammenhänge völlig verwischt worden sind, das bleibt noch zu entscheiden. Jedesfalls hat neuerdings der Begriff der Sprachverwandtschaft eine wesentliche Erweiterung oder besser gesagt, Umgestaltung erfahren.

Endlich steht noch im Vordergrund unseres Interesses die Be-

ziehung der Sprachgeschichte zur Kulturgeschichte: wie viel von dieser ist in jener zu erkennen? Die Zusammengehörigkeit von Sachen und Wörtern hat man natürlich nie geleugnet, wohl aber die einen über den andern oft vernachlässigt oder beide zu weit auseinandergerissen. CICERO erblickte — worauf mich ein Kollege freundlich hinweist — den verhängnisvollen Irrtum der Rhetoren darin daß sie die *verborum doctrina* von der *rerum doctrina* sonderten. Auch in unsern Zeiten waren auf dem zweigipfligen Parnass der klassischen Philologie die Altertümer möglichst weit von der Wortforschung untergebracht. Die Geschichte der Sachen heilt die der Wörter auf, und die Geschichte der Wörter die der Sachen. Es ergänzen sich also zwei Arten von Untersuchungen, die etymologische und die kulturgeschichtliche. Der Ausdruck „Sachen“ ist hier übrigens im weitesten Sinne zu nehmen; vielleicht wäre es besser „Dinge“ zu sagen. Selbst die sinnlichen Gegenstände spiegeln sich nicht ohne weiteres in der Sprache wieder; das Wort drückt ja immer nur unsere Vorstellung von dem Dinge aus. So kann es kommen daß einem Geräte das im Laufe der Zeit oft und gründlich seine Gestalt ändert, derselbe Name bleibt, und ein Tier oder eine Pflanze, dank dem Wechsel oder der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen davon, sehr viele Namen empfängt.

Diese drei Ziele halte ich für die höchsten welche der sprachgeschichtlichen Forschung gestellt sind; der Wert aller Arbeit auf diesem Gebiet bemißt sich von ihnen aus. Ich habe über sie nur in Andeutungen und Bruchstücken reden können, ja über die beiden letzten nur mit gewaltsamer Kürzung; sonst hätte ich leicht das Ziel verfehlen können auf das es mir zunächst ankam: am fünfzigsten Philologentag ein bescheidenes Zeugnis zu geben von meinem *συμφιλολογείν*.

Grax: Gross, Tue

O:Fr. Twanowski, Nowakowski, Tuganin, Masty, P. Schmidt

Ungarn Simonyi, Katona, Szinyei

Deutsches R. Streiberg, Delbrück, Sittler, Wauert, Dörfl, Bruggmann, Vinkler, Ulf, Götter, Frick, ...

Frankr. Cournot, Seckhaye, Préal, Maillé, Lacombe, Trognon, Gonnep

Italien Farinelli (auch Gm.), Trombetta, Vai Lati, D'Ardes, Salvemini, Merlo

Schweden, Vöring, Koch, Krosen

Dänemark Tjepersen

Ver. Staaten Wloomfield, W. Wheeler, Sertel, R. Pictick

Holland, Mulcaek, Gmueten

Belgien, R. de Heul

China. Diehgo.

Zeitschriften: Lit. Fortsch.

Deutsche Litg.

Revue crit.

Cultura

Mein

Arch.-f. Philos.

Meinung

Philosoph. Review. (Uttara)

Wissenschaften f. Phil.

Etica f. Phil. (Trent)

Revue philos.